

B) Auf dem Berg sowie Geschichten des Abstieges

Wie ein uralter Teppich sind wir
zerfranst, aufgelöst, gestückelt
und auf die Erde verteilt.
Nun suchen wir wieder zusammen,
froh über jedes Teil,
das sich findet.

Wie Blätter sind wir
von einem Baum im Herbstwind verweht,
kleine Herzstücke zur Erde gefallen.
Nun sammelt ein Gärtner sie ein
in einem Korb,
um kleinen Pflanzen Gutes zu tun.

Wie Regentropfen sind wir
gesprengt über ein Fenster zum Tag,
vom Himmel gefallen
für einen Augenblick.

Der Zug zur Erde sammelt sie,
sie fließen ihre Bahn,
zu den Wassern der Wasser.

So oft ziehe ich aus und suche Dich.
Was soll ich sagen? Du kennst meine Anliegen. Lass mich hier sein, eine gute Weile, und zu Atem kommen!
Früh genug werde ich wieder zurück gehen und meine Aufgabe erfüllen. Erst suche ich Kraft bei Dir und dann erst dränge ich zum Aufbruch.
Lass mich still werden und ruhig, um sehen zu können, wie sich die Wege auftun!
So wunderbar ist wieder angelegt eine neue Möglichkeit, heraus zu treten aus den alten Zwängen.
Ich will sie nutzen und orientiere mich.
Ringsum ballt sich Schlimmes und Böses zusammen. Noch treffen mich die Ausläufer, voller Gifftropfen und Säbelrasseln.
Der Lauf der Dinge ist blind, sie kennen kein Suchen mehr und Werden.
Sie stoßen an einander wie Billardkugeln und rollen nieder, was ihnen im Weg ist.

Und die Menschen sind ihnen gleich geworden, viele und immer mehr, die Mehrheit.
 Sie treiben entwurzelt, irren umher und finden keinen Halt und kein Ruhen.
 Ich bin gestrandet in Deiner Wüste und dürste nach frischem Wasser. Nach Licht und Bildern des
 Lebens aus verborgenen Höhen und Tiefen.
 Mit mir sind andere unterwegs, genauso angeregt, die Schwerkraft der alten Bahnen zu verlassen.
 Liegt nicht in der Einheit die Beseelung und im Durchbruch durch die Trennung die Befreiung!

Nun möchte ich schauen von hier oben herab in die Ebene, hin zur Küste.
 Dort sammeln sich Menschen, die zusammengehören. Und ich werde unter ihnen sein.
 Gespannt bin ich und aufgeregt. Werden sie sich finden und miteinander auskommen?
 Nicht einfach nur wie in einem Mietshaus, wo jeder froh ist, Schlimmeres verhindern zu können?
 Werden wir so an einander anbinden können, dass wir unser Bestes geben und daraus das Beste
 erwächst mit der Kraft der Zeit der Zeiten?
 Ich weiß, wie unmöglich es ist nach der Wahrscheinlichkeit, nach der Erfahrung. Viele Versuche
 sind mir zu Ohren gekommen und manche habe ich selber mitgemacht, in denen Menschen
 zusammen trafen, um Wertvolles zu tun. Stets wurde eine Entwicklung daraus, die die
 Anfangsbegeisterung verließ und abblätterte. Fetzen blieben, dem einen oder anderen kostbare
 Erinnerung an gelebte Zeiten.
 Ich sammelte meine Fetzen und andere, die mir der Wind zuwehte. Ich ließ sie wirken und
 gleichzeitig nahm ich Abschied. Abschied von dem, was nicht möglich war. Ich setzte mich aus, der
 Weite der Leere und dem Sinn des Verborgenen. Ich begann zu wandern, damit meine Seele Zeit und
 Raum fand, sich an Unvertrautes zu gewöhnen.
 Ich war also unterwegs, der Erde, den Menschen und Gott ausgesetzt.
 Und nach jeder Wanderung hatte sich eine neue Perle am Grund gebildet.
 Schließlich war der Bauch schwer und voll und ich ahnte, alleine konnte ich die Schätze nicht
 heben. Jede Geburt braucht ihre Helfer, Feen und Gutgesinnte, die segensreich zur Seite stehen.
 Ja, es gab große Gefährdungen in alle Richtungen, Versuchungen und Fehler.
 Ich fand Gespräch und Begleitung und bewege mich darin. Ständig geht es weiter, die Verdichtung
 braucht ihre Anstöße und Vermittlung. Anteilnahme, die belebt und Wahrnehmung, die sehen lässt.
 Nur so werde ich dabei sein können, ruhig und offen, aufnehmend und gebend, wie es die Situation
 anbietet.
 Ja, ich trage ein Bild in mir, das leuchtet und wirkt. Es ist Grund und Ziel zugleich, es wirkt jeden
 Tag neu aus seiner zukünftigen Tiefe. Es gewinnt an Schärfe und glättet Verzerrungen.
 Es klärt Eintrübungen und öffnet zusätzliche Teile. Es fängt vorsichtig an einzuladen. Es wählt
 nicht mehr die Rolle des Führers oder des Opfersklaven, der sühnt und stumm zur Hinrichtung
 schreitet.
 Die Menschen gehen sich und Gott aus dem Weg, nach oben oder nach unten. Verfangen sich in
 eitlen Projekten oder vergraben sich in Schlummernischen zum Überleben oder Absterben auf
 Raten. Solange die Menschen nicht wirklich tot sind, tragen sie die Sehnsucht in sich, zurück zu
 finden auf die Spur des Lebens.
 Ich nun meine, dass keiner absolut sagen kann, wo diese Spur verläuft. Sie verläuft nicht wie ein
 Geländer im Treiben der Kräfte. Es gibt nicht den Punkt X, lokalisierbar, auf den sich die Sehnsucht
 und die Umkehr beziehen könnte. Jedoch meine ich, dass sich die suchenden Menschen auf
 einander zu bewegen. Sie suchen Begegnung. Sie wünschen sich nicht mehr alte Verhältnisse der

gegenseitigen Abhängigkeit und der verkettenden Zwänge. Sie wollen jetzt eigentlich offene, belebende, austauschende Erfahrung. Sie bilden kleine Zellen, die leben von jedem guten Teil, der eingebracht wird. Von allen Seiten brauchen die Zellen Nahrung und Impulse. Vor allem brauchen sie Berührung mit der Erde und dem, was tief unten ist. Und sie brauchen Verbindung unter einander, Tuchfühlung oder Fernkontakt. Eine Verbindung, die aus sich lebt und nicht verordnet und kontrolliert werden kann. Von besonderer Bedeutung sind die Zellkerne: Sammelpunkte, Aufbewahrungsorte, Impulsgeber, Wahrnehmungsorgan und Gestaltungsmitte. Die Zellkerne leben aus einer Mitte und Quelle, die sie nicht aus sich hervorbringen, sondern der sie sich öffnen. Je mehr diese Zellkerne von ihren verschiedenen Teilen bekommen, desto mehr können sie ermöglichen, zugänglich machen, intensivieren, vertiefen, anreichern, entlasten und aushalten. Jeder gute Beitrag wirkt über diese Zellkerne auf alle Teile. Diese leben auf und geben zurück neue Beiträge. Gegen das zerrüttete Chaos der sich auflösenden Gesellschaften bieten diese Lebenszellen an, sich wiederzufinden in den Leuchtspuren, zuzuwenden der heilenden, rettenden und befreienden Einheit.

Neue Dimensionen des Lebens geschehen nicht global und gleichzeitig. Durchbrüche schöpferischen Lebens geschehen konkret und in einer Dynamik: Durchbrüche sind Geschichten, die sich in einen Strom der Geschichten einfügen. Sie bilden eine Reihe, eine Linie oder besser eine erstehende Gestalt.

So, jetzt bin ich weit genug weg von den Niederungen der Ebene, und es wird dringend nötig, zurück zu kehren zu dem, was hier und jetzt zu geschehen sich anbahnt.

Ich weiß selber nicht mehr genau, wie es zu der Idee mit dem Schiff kam. War es im Gespräch mit dem alten Schiffer, den ich Jonas nenne? Oder im Gespräch mit Katharina, meiner guten Freundin, der Forscherin.

Wie oft erzählte der Fischer von seinen Schiffsfahrten, den kleinen und den großen, den Abenteuern und den langen Stunden auf dem Wasser! Wie oft klang bei Katharina an, wie sehr die Kräfte der Erde, im Wasser und in der Luft mit der Seele des Menschen verflochten sind! Beide beeindruckten mich nachhaltig und ich tat das Meine dazu bei: das stille, wandernde, suchende und gestaltende Dasein. Und da ich eines Tages gemerkt hatte, dass ich genug gewandert war und Zeiten des Findens und Gebärens bevorstanden, lag für mich jedenfalls nahe, mir dieses Schiff zu wünschen. Es bewegt sich ohne mich, ich fahre einfach mit. Es ist ein Nest, das unterwegs ist, den Verhältnissen ausgesetzt, aber bergend genug, um sich zu finden und sammeln zu können. Mit einem Mal war es konkret da. Jonas berichtete vor einigen Wochen, es sei gekommen und gleichzeitig die drei Seefahrer, ohne die es nicht in See stechen könne. Seitdem liegt eine schöpferische Spannung in der Luft. Fast jeden Tag bin ich seitdem vom Landesinnern zur Küste gelaufen. Jetzt gehe ich nicht mehr zurück. Jetzt bin ich mit mir so weit im Klaren, dass ich mit dabei sein will.

Wie wird es Katharina gehen? Sie ist so gut wie entschlossen, sie ringt noch mit sich.

Mit besonderem Interesse verfolge ich Bessy.

Bessy ist mir mehr oder weniger zugelaufen, dieses außergewöhnliche Menschenkind. Nach außen hin verschreckt sie offenbar jeden, der ihr in die Quere kommt: Mensch, Tier und sogar Pflanzen und vermutlich den ganzen Kosmos. Sie ist der Vernunft des Lebens weit abgewandt, sie bewegt sich in ihren eigenen Bahnen mit ihrer eigenen Logik und Sprache. Jedoch verblüfft mich stets, wie

sie bei allem existieren kann. In aussichtslosen Lagen findet sie auf wundersame Weise einen Ausweg. Das ist schon sehr erstaunlich. Ich treffe sie immer wieder auf meinem Weg zur Küste. Ich glaube, sie spürt das Schiff in mir, und ich frage mich, ob sie nicht mitkommen wird. Ich dürfte nie ein Wort darüber mit ihr sprechen. Sie verständigt sich mit mir über diese grundlegenden Ereignisse ohne Worte. Ich lasse es zu. Denn ein guter Teil von mir verständigt sich mit dem Leben auch ohne Worte. Diese beiden Menschen, Katharina und Bessy bringe ich mit auf das Schiff, das heißt sie sind durch mich dazu gestoßen.

Noch aber sind wir nicht auf dem Schiff. Und bevor wir nicht wirklich dort sind, kann immer noch etwas dazwischen kommen, automatisch geht das nicht.

Katharina und Bessy beschäftigen mich. Sie sind dabei, ihren Weg zum Schiff zu finden. Das kann ich ihnen nicht abnehmen. Aber ich kann da sein, hier oben auf dem Berg da sein und ihnen die guten Kräfte der Schöpfung zusenden, den Segen Gottes.

Katharina

Katharina ist die Frau, die mir zur Zeit sehr nahe steht. Wir sind in mancher Hinsicht seelenverwandt, in anderer ganz unterschiedlich. Sie ist eine disziplinierte und konsequente Frau. Sie handelt wohlüberlegt, hat großen Respekt vor den kleinen Dingen des Lebens. Ihre Wahrnehmung ist scharf. Sie wirkt etwas spröde nach außen, für viele unnahbar, abgeschottet in einer dicken Festung. Nur wenige haben Zugang dorthin. Manch einer, der sich eingeschlichen hat ohne Fingerspitzengefühl, ist hochkantig wieder raus geflogen. Sie mag nicht so sehr das Spontane. Lieber bereitet sie Unternehmungen gründlich und rechtzeitig vor. Gelegentlich bricht es aus ihr heraus, im Guten wie im Schlechten. Mal macht sie eine schöne Dummheit mit, die sie später leicht bereut, ohne den Folgen aus dem Weg zu gehen. Mal schlägt es Funken bis hin zu einem mittelschweren Gewitter. Der Schaden hält sich jeweils in Grenzen. Sie vertraut Menschen nicht so ohne weiteres. Dabei schätzt sie die Realität nicht immer richtig ein. Sie traut sich manchmal zu wenig unter die Menschen und sich selber im Umgang mit anderen zu wenig zu.

Ich bin ein guter Freund von ihr. Und ich bin sehr froh, sie zu kennen. Wir teilen nicht den Alltag. Unsere Art der Freundschaft ist Begegnung. Wenn wir beide aus unserem Alltag heraustreten, um ein wenig Zeit und Luft zu haben, treffen wir uns häufig. Und nach unseren Treffen können wir sehr viel besser jeder für sich alleine sein. Ich selber weiß nicht, ob ich angefangen habe, sie mehr zu mögen, so ein Vorbote von Verliebtheit. Da ich diese Empfindung im Gespräch mit ihr ausschwingen lassen kann, stauen sie sich nicht. Es bleibt jeweils ein kreativer Rest zwischen uns hängen, der auf seine Weise Frucht bringt. Mir ist klar, wenn sie mit auf dem Schiff ist, stirbt jede Chance ausschließlicher, zärtlicher Nähe ab. Das wissen wir beide, und das macht das Unternehmen Schiff nicht gerade einfacher, aber spannender.

Katharina kommt aus vornehmer Elternhaus, ist beruflich sehr erfolgreich gewesen und hätte eigentlich eine große Karriere als Forscherin vor sich. Sie hätte beinahe geheiratet. Die Beziehung ist jedoch vor der Hochzeit in die Brüche gegangen. Ich frage mich oft, ob sie diesen Bruch schon genügend verdaut hat. Es wäre nicht gut, sollte sie sich vor der tiefen Wunde, die von ihm zurückbleibt, auf das Schiff flüchten. Da kann ich nur hoffen, dass dieses vorbeugende Filterwirkung hat. In ähnlicher Hinsicht stelle ich mir selber auch viele Fragen. Mein Leben ist

auch nicht gerade gesegnet mit glücklichen Zweierbeziehungen. Irgendwie haben Katharina und ich uns gesucht und gefunden. Wir kleben nicht an einander. Wir mögen uns und vertrauen unsrer Art, uns gegenseitig gut zu sein. Belastungen sind nicht ausgeschlossen, wenn es einem von uns beiden einmal schlechter geht.

In einem Punkt sind wir krasse Gegensätze: Katharina fährt für ihr Leben gerne Auto. Ich selber bin fast ein närrischer Wanderer. Da werden wir nie übereinkommen. Das Schiff jedoch wird beide beschneiden. Mal gespannt, was daraus wird. Ähnlich gegensätzlich sind wir auch in unserem Denken. Sie denkt klar, sauber, wissenschaftlich, jedoch offen für gewagte Versuche. Sie eignet sich durchaus als Entdeckerin. Ich bin, ungewöhnlich für einen Mann, ein intuitiver Denker. Ich weiß nicht so sehr, was ich gehört oder gelesen habe. Ich ahne und erfasse, wenn ich in einer konkreten Situation bin. Manchmal bilden sich Gedanken, die dann eher wie Bilder zu verstehen sind, aus der Tiefe gewachsen. Diese Gegensätze vertragen sich allerdings recht gut. Sehr angeregt sind viele Gespräche, die wesentliche Punkte berühren. Ich glaube, wir lernen von einander bis zu einem bestimmten Grad.

Katharina ist ein sehr verlässlicher Teil meines Lebens geworden. Er stärkt die suchende Seele, die immer auch einen Halt braucht, irgendwie und irgendwo. Abenteuer gibt es genug und es ist gut, für diese gerüstet zu sein, in Ruhezeiten sich auf diese vorbereiten zu können. Sollte uns dieser Teil mit auf das Schiff geschenkt werden?

Hinwendung

Das Schiff ist meine letzte Chance, mit dem Leben Ernst zu machen. Vielleicht ist es die einzigste, die ich je hatte, genau zur richtigen Zeit. Das wäre allerdings ein Glücksfall, eine Sternstunde, die nicht selbstverständlich ist. Mich drängt es schon länger, endlich die Schwerkraft der alten Bindungen abzustreifen, endgültig und unaufhaltsam durchzustoßen zu einem Leben, das sich lohnt. Ich möchte aus der Reserve kommen und konzentriert mich einsetzen. Dazu kam das Schiff wie gerufen. Mit ihm treffe ich auf Menschen, die schon immer mit Schiffen zu tun hatten, die sich auskennen mit Wind und Wetter. Ich bringe Katharina mit, die forschende Denkerin mit wagemutigem Herz. Und vielleicht gelingt es sogar, Bessy, die Unberechenbare, zu gewinnen. Ja, so traue ich mich auf das Schiff. Lange soll es nicht mehr warten auf unsere Ankunft. Macht euch bereit, fasst Mut und findet euren Anschluss! Soll kommen, wer sonst noch kommen will und sich traut, mit uns den alten Kontinent zu verlassen.

Ja, wir verlassen das alt gewordene Europa, das dabei ist, seinen großen Einfluss abzugeben. Wir nehmen die Schätze mit und lassen Unbrauchbares zurück. Wer weiß, wann wir wiederkommen. Gott weiß es. Mit ihm wächst die Schöpfung. Er lasse gut werden und segensreich, wirklich und wahrhaftig, was wir sehen und erwarten.

Bessy

Einem Menschen gilt mein besonderes Interesse, meine Anteilnahme und Sorge. Das ist Bessy. Nähere ich mich der Küste, so kann ich sicher sein, dass sie mir begegnet, da oder dort. Sie geht ihren spontanen Eingebungen nach oder folgt Impulsen, die gerade aus der Umgebung kommen. Ihr Äußeres wirkt nicht einladend. Ihre Kleider sind ungewaschen, jedoch riecht sie nicht. Ihre Haare sind ungepflegt, sie haben ihre eigene Ordnung. Sie schleppt so viele Sachen mit sich herum, wie sie auf ihrem Handkarren aufladen und ziehen kann. Ich blicke noch immer nicht durch, wozu sie alle nütze sein können. Ein Großteil wird unnütz sein, hat aber seine spezielle Bedeutung. Wenn sie redet, redet sie in Rätseln. Manchmal ahne ich einen Hinweis. Ich spüre, sie hätte eine Menge zu sagen, wenn es nicht so verklausurliert wäre. Vielleicht wird Katharina sie besser verstehen. Ihr traue ich es zu. Vielleicht in gemeinsamem Bemühen, Katharina und ich im Gespräch mit Bessy. Aber das ist noch fern. Katharina hält Bessy weit von sich, wahrscheinlich mit gutem Grund. Bessy geht Katharina aus dem Weg, wohl auch mit ihren guten Gründen. Aber, was nicht ist, kann noch werden, mit Geduld und Phantasie, alles zu seiner Zeit. Möglicherweise braucht es alle Gäste des Schiffes, um eines schönen Tages Bessy und Katharina in Berührung zu bringen. Das wäre einer meiner schönsten Tage.

Ich weiß nicht, wo sie herkommt. Aus welchem Land genau, welcher Gegend, aus welcher sozialen Schicht. Ich vermute, sie ist eine einfache Frau. Bin ich sicher, dass sie eine Frau ist? Man kann es ihr nicht ansehen. Ihre Stimme lässt beides zu. Wenn es eine Frau ist, was ist sie eigentlich für eine Frau? Was treibt sie, was sucht sie, was hält sie in diesem Zustand? Sie wird es wissen, irgendwie wird sie es wissen oder wissen können. Je mehr ich an sie denke, desto mehr meine ich, es wäre sehr, sehr schade, käme sie nicht mit. Mir scheint, in ihr verbirgt sich ein sehr wertvoller Mensch.

Hier bin ich. Du rufst mich. Es wird ernst, ich weiß. Wir können nicht länger warten. Die Zeit drängt. Lasst uns vereint sein, so dass ich mit Rückhalt meinen Weg finde. Ich vertraue Dir, Du bist das Licht. Bleibe jetzt bei mir! Lass mich nicht allein! Wach sein möchte ich, offen für die Geschichte unter den Menschen. Du bist die Mitte, Du bist die Quelle und das Ziel. Du bist unter uns geboren und bleibst unter uns. Du bist die Gegenwart, die wir spüren. Du bist die Klarheit des Denkens, die Schönheit und Weisheit der tiefen Bilder. Du bist die Gestaltung des Werdens, die Kraftlinie der Formen, die Leuchtstärke ihrer Bedeutung. Du bist und lebst und sendest und wir werden frei und ganz. Wir sind und leben und senden aus Deinen Geist. Zu trösten und zu retten, zu heilen und zu lösen, frei zu machen und neu. Du rührst uns an inmitten unserer Berührbarkeit und wir fühlen das Nahen Deiner dichten Weite. Nichts kann werden ohne Dich. Nichts findet seine Bahn, wenn nicht in Deiner Liebe. Sonst stürzt es ab in Dunkel, Chaos und Nichts. So bin ich also hier bei Dir und sehe, was kommt. Ich sehe die Wirkungskraft dieser Welt an diesem Ort und darin die Rettungskraft zu Deinen Ufern. Scheidung der Richtung, Trennung der Geister, Entscheidung für die letzte Klärung.

So lass mich gehen in Deinem Frieden, im Frieden mit Dir und zum Frieden für die Welt! Gib mir die Kraft zum Suchen und Finden, zum stillen Lösen der Fesseln der Angst und der Macht der Entfremdung! Gib das Signal zum Aufbruch, durchziehe und durchtränke unsere kleine Einheit, bilde sie, gestalte sie mit Luft und Leben, Raum und Licht! Lass uns Bewegung sein, bewegte Sammlung, gesammeltes Leben, lebendiges Streben! Unterwegs sein auf Deinen Straßen, ausgesetzt der Selbstzerstörung dieser Welt, aus ihr befreit.

Im hellen Dunst die Ebene.
 Ich weiß, sie ist im Krieg.
 Wie ein Vulkan gestoßen
 durch die dünne Schutzdecke.
 Risse überall
 nicht mehr zu dichten.
 Aufgewühlt ist sie.
 Es zeigt sich, was ist
 und nicht ist.
 Dort hinein gehe ich.
 Kein Paradies
 erwartet mich.
 Kein Garten
 wohlgeordnet.
 Ein Tummelfeld im Taumel.
 Doch siehe die Gestalten,
 die leuchten.

Besuche sie!

Sammle sie!

Und du erlebst eine farbenreiche Knospe,
 die sich öffnet, immer mehr in ihrer Pracht. Sie bietet dir ihre Frucht, ein klares Licht in die Tiefen
 und Höhen, unzerstörbar, ein Geschenk, unverkäuflich, jenseits aller Berechenbarkeit und
 Produzierbarkeit.

Lebend trotz allem.

Scheue nicht Not, noch Durst, noch Hunger!

Du bist gestärkt. Du findest immer noch so viel, wie du brauchst.

Du brauchst nicht viel. Was du brauchst, wird dir in Fülle gegeben.

Gehe also und traue, traue dich in das Gemenge, in die Schicksale der Menschen:

Versteinerte, Erstarrte, Erschreckte, Angstgelähmte, Irrende, Treibende, Heimatlose, Ideenlose,
 Bildlose, Gefühllose, Verstümmelte, Versklavte, Beraubte.

Nehme Anteil an ihrem Schicksal!

Teile es, versteh es und löse, wo es möglich ist!

Ringe mit Stein und Eisen, mit Gespenstern und Schreckensfürsten!

Finde die Spuren und bringe auf den Punkt: das Wortbild, das wahr ist, aufschließt oder
 verschließt!

Rette nicht mehr deine Haut!

Dich schützt der Schirm der Engel, so lange du unterwegs bist.

Dann sei bereit, los zu lassen, was sterben muss!

Du brauchst keine Regeln.

Die einfachen Regeln stehen in den Herzen der Menschen.

Sie können dort stehen, Leitbilder, Sterne.

Schon lange sind sie aufgetaucht.

Sei da, einfach da und nimm an die Lähmung der Angst vor dem Nichtsein
 oder dem Sturz in den Abgrund des Chaos.

*Und siehe, es bilden sich Strukturen wie Kristall, schwingend in den Linien des Lichts.
 Sie finden Formen und Gedanken, Weisheit erfüllt sie.
 Gehe und ernte die Früchte!*

*Hinab
 ziehen die Schritte
 entlang
 der feinen, wirren Spuren
 flau und grau
 tönt der Horizont
 Vogelzüge und Baumstümpfe
 fragen und wühlen
 zugleich
 ach Tränen
 wie kostbar wären sie
 zu teuer*

*bange und scheu
 wie kann gelingen
 was immer verliert?*

*Wider den ewigen Verdruss
 ein zarter Gruß
 der atmen lässt
 und hoffen
 an die Ratgeber der Geschicke
 und
 an die Schleusenwächter
 der zarten Sinne*

*wachet auf
 es naht der Weber der Geschichte
 in den Fäden
 dieser Zeit*

Der Wanderer verlässt den Berg und sucht jetzt seinen Weg zum Schiff. Jeder hat seinen eigenen Weg, seinen unverwechselbaren Weg.

Er muss zuerst durch den Wald.

Ein Wald der Verwüstungen. Abgeknickte Bäume, weite Kahlschläge, Sturmschäden, Kriegsreste.

Der Weg wird sandig, matschig und eng. Wirres Gehölz, verwachsene Büsche. Lautloses Schwingen der Luft. Schließlich ist die Wegspur nur noch zu ahnen.

Der Wanderer ahnt jetzt seine Bilder, die sich ihm auftun. Er geht in sie hinein.

Es laufen ihm spielende Jungen über den Weg. Sie spielen Wilder Westen, schleichen als Indianer mit Pfeil und Bogen durch die Gegend. Sie umringen ihn und lassen ihn erst durch, als er ihnen eine Feder schenkt, eine Adlerfeder.

Er gelangt dann weiter in eine Schlucht, die sich zu einem Kessel öffnet. Dort steht ein Zelt, brennt ein kleines Feuer. Am Feuer hockt ein junges Mädchen und bewegt die Glut mit einem Stock. Als der Wanderer sich nähert, springt sie urplötzlich auf und steht breitbeinig vor ihm, den Stock mit glühender Spitze wie ein Schwert auf seinen Bauch gerichtet. Streng schaut sie den Eindringling an, unbezwingbar und durchdringend.

Dieser ist getroffen an seiner wundesten Stelle. Er erwidert ihren Blick und während er nach einem Namen für die heranwachsende Frau sucht, spürt er die Entwaffnung. Er nennt sie Furiosa, die unerlöste Wolfsfrau.

Und er erfindet eine kleine Geschichte: Furiosa hatte sich von zuhause davon gestohlen. Sie war die kleine Schwester von drei Farmersöhnen. Sie hatte alles gedurft, nur nicht das Pferd des Vaters reiten. Sie ging nun jede Vollmondnacht auf eine Lichtung, bis ihr der schwarze Wolf begegnete. Sie zündete ihren Gürtel an und drehte sich im Kreis. Sie bannte den Wolf. Als der Gürtel verbrannt war, zog sie ihr Kleid aus und schwang es durch die nächtliche Luft vor den faszinierten Augen des Wolfes. Das gleiche geschah mit ihren Strümpfen. Als diese verbrannt waren, bekam sie Angst. Sie wusste nicht weiter. Der schwarze Wolf nahm sie gefangen und hielt sie in seiner Hütte fest als Hüterin des Feuers. Die drei Brüder begannen sich um ihre Schwester zu sorgen. Sie zogen los auf ihren Pferden, um sie zu suchen. Sie irrten durch das weite Grasland, von Hof zu Hof, von Hütte zu Hütte, ohne jegliche Spur von ihrer Schwester. Die beiden Älteren kehrten schließlich um.

Nur der Dritte blieb bei einem alten Mann am Waldrand, der dort schon lange allein lebte. Er blieb dort einige Tage und teilte das karge Leben. Am dritten Abend schauten sie in die untergehende Sonne. In seiner brennenden Sorge fragte der Bruder den Alten, was er tun solle. Ob er ein Andenken von der Schwester bei sich trüge. Nichts fand er in seinen Taschen, jedoch erinnerte er sich, dass seine Schwester ihm einen Knopf an sein Hemd genäht hatte, mitten in die Reihe der Knöpfe hinein. Dieser Knopf war an ihrer linken Brusttasche gewesen und ist wunderschön. Ja, und in der Brusttasche trug sie stets das kleine Kreuz, das er ihr einmal aus Gold geschmiedet hatte. Also, worauf er dann noch wartete. Und als es wieder Vollmondnacht wurde, ließ der Bruder sein Pferd beim alten Mann und wagte sich in den Wald, an die Lichtung. Und er sah, wie der schwarze Wolf seine Schwester aus der Höhle führte, in ihrer Hand einen Stock als Fackel. Und sie musste im Kreis um den Wolf gehen und tanzen bis zum Umfallen. Scharfen Auges sah er auf dem Boden das kleine Kreuz funkeln, das seine Schwester verloren hatte, als sie ihr Kleid ausgezogen und angezündet hatte. Als der Wolf wieder in seiner Höhle mit der Schwester verschwunden war, nahm er das Kreuz zu sich und ging zurück zur Hütte des alten Mannes.

Tage um Tage sann er über dieses Erlebnis nach. Abend für Abend sprach er mit dem alten Mann. Kurz vor der nächsten Vollmondnacht ersann er einen Plan. Er spitzt das untere Ende des Kreuzes zu. So wurde es ein kleines Schwert, nicht größer als eine Nadel. Er traute sich wieder bei Vollmond an die Lichtung. Und wieder führte der Wolf die Schwester aus der Höhle. Aus sicherem Versteck bei geeigneter Gelegenheit warf er gezielt das kleine Schwert auf die Schwester.

Er traf ihre Hand, die die Fackel trug. Im Tanz erkannte sie, was sie verloren hatte, und wurde feurig und wild. Der Wolf ließ nicht zu, dass sie ihren Blick von ihm löste. So bäumte sie sich auf und richtete die Fackel gegen den Wolf, bis dieser lichterloh brannte. Und verbrannte zu einem jungen Mann. Mit Hilfe des Bruders fanden nun die Schwester und ihr junger Mann aus dem Wald in ein neues Leben.

Während der Wanderer diese Geschichte erzählt, verliert das junge Mädchen ihre, die heranwachsende Frau, ihre Angriffsstarre.

- Schau, junge Frau, wer du auch immer bist, ich nenne dich Furiosa, die Wolfsfrau. Der Zufall hat es gewollt, dass ich dir auf meinem Weg begegne. Aber jetzt zeige mir, wie ich hier aus diesem Kessel herauskomme in die Ebene zum Meer!

Furiosa wirft ihre Haare in den Nacken und führt ihn an einen schmalen Durchgang. Mit ihrem noch glühenden Stock weist sie in ihn hinein.

Und in diesem Durchgang wird es dunkler als die Nacht und beklemmend eng, enger als die schmalste Gasse. So dass für einen Augenblick nichts mehr vor oder zurück zu gehen scheint, der Wanderer sich von aller Außenwelt abgeschnitten fühlt. Für eine unsagbare Weile lastet die Schwere des unerlösten Lebens in diesem Durchgang. Jede nicht geöffnete Tür stellt sich in den Weg. Alles unnütze, nicht verschenkte Leben ist in einem tonnenschweren Sack zu schleppen. Jedoch spitzt sich alles zu in der abgrundtiefen Angst vor dem Stillstand und dem Nichts. Nichts mehr ist zu tun außer zu gehen, wie es vor sich geht.

Nacht und Leere

*Schwere und Ohnmacht
erloschener Stern
dichter und dichter
die Sammlung
glücklos und verlassen
geplündert und ausgeraubt
Kraft gegen Kraftlinie
fruchtlos
lebloß
Stein
Stein zu Stein
aus der Schwung
zerrissen der Faden
zerbissen die Lust
verlassen vom Licht*

*und im letzten Pressgang der Wehen
der Schrei
aus dem Mund
in den höchsten Druck
des tiefsten Wassers
die Perle
der Diamant
der Feuerstein
die schwärzeste Kohle funkt
klingt ein glitzernder Ton*

aus bläulich
 weitester Ferne
 rührend an
 die wundeste Nähe
 schlägt an
 die zarteste Saite
 der bündeldichten Seele
 in feinen Rippen
 die ersten Formen
 der quellenden Zelle
 kostbare Weisheit
 im kristallklarhellen Schein
 rührt an
 erzählenddicke Rede
 sternenvolle Worte
 rieselndweiches Reichen
 schönster Gliederungen
 zündet an
 ein brennend lohes Leuchten
 die klardurchforschte Weite
 die durchgegangene Nacht
 der ausgefaltete Tag
 die sprühendreife Frucht
 Schätze
 im Feuer geschmiedet
 und erprobt
 sind da und werden

Für den Wanderer öffnet sich der Gang. Ein zartes Licht glimmt auf und bescheint das ebene Muster des Bodens. Federnd geht sich auf ihm, gerundete Tafeln, der Rücken einer Schildkröte, so vertraut.

Und der Wanderer tritt heraus, wieder in die Schlucht, ein wenig geweitet.

Sternenklare Nacht, ein kleiner See, zarte Weiden und gelindes Mondlicht.

In der Ferne rauscht das Meer an der Küste. Ein genauer Blick erhascht für einen Moment einen unscheinbaren Eindruck: ist es das Schiff, das dort funkelt?

Moossanft ist die Sohle des Ortes.

Leisen Schrittes dringt der Wanderer zum See.

Und entdeckt dort eine kleine Runde von Menschen, die nächtlich rasten. Soldaten, die eingenickt sind, die Gewehre zur Seite gefallen, eine Feuerstelle erloschen, letzte Glut und eine dünne Rauchfahne. Fünf Soldaten ermüdet von der Arbeit am Krieg, verloren zwischen Fronten, ohne Ziel und Sinn.

Und an der Weide schlummert eine junge Frau, von einer Decke umhüllt bietet sie dem Mond ihr Gesicht, unschuldig sanft und gebieterisch forschend zugleich. Eine Eule landet in der Weide. Und der See spiegelt die unerwartete Szene. Mit Hilfe dieses Spiegelbildes betrachtet der Wanderer die Frau und wieder findet er einen Namen: Gloriosa, die Gebieterin des Glücks.

Je mehr er sie so gespiegelt und umhüllt betrachtet, desto mehr ist er entzückt und wundert sich nicht, als sie verwundert und wissend zugleich die Augen aufschlägt.

- Erschrecken Sie nicht, meine Liebe. Ich bin nur der Wanderer durch die Nacht. Ich komme und gehe, geräuschlos und ohne Gewalt. Sie haben geträumt, sehen Sie, nun erzähle ich Ihnen den Traum weiter.

Gebannt von seinen Worten wendet sie ihr Gesicht ganz ihm zu. Selten ist eine Seele so offen.

- Sie träumten von einer ruhelosen Reise durch wüstenheies Land, auf der Suche nach einem Koffer, in dem Sie glaubten, wichtige Sachen verpackt zu haben. Er war irgendwie abhanden gekommen bei einer Bahnstation, als Sie gerade einen Schluck Wasser teuer erkauften mit ihrem seidenen Taschentuch. Sie glaubten, im Koffer sei der Plan einer Stadt. Sie brauchten Namen und den Ort einer trockenen Zisterne. Auch sollte ein Kleid dabei sein, das blaue, durchsichtige Kleid mit dem rötlichen Schimmer, geeignet für besondere Stunden. Es war gedacht für einen besonderen Fürsten, den es vorsichtig zu umgarnen galt, um den Schlüssel zur Schatzkammer im hintersten Winkel der Zisterne zu bekommen. Sie eilten von Dorf zu Dorf unter sengender Sonne. berall trafen Sie erschrockene Menschen, die ihnen aus dem Weg gingen. Ein betrunkenen Soldat wollte sich Ihnen nähern, sie fesselten ihn mit seinem eigenen Gürtel. Am Bahnhof war eine Notiz: Gütertransport nur noch im Glücksfall. Da legten Sie sich eine Peitsche zu und jagten das nächstbeste Pferd und ritten es durch tiefe Schluchten. Hungernde Frauen rissen an Ihren Kleidern. In Fetzen, aber immer noch peitschenknallend und jagend gelangten Sie auf eine Höhe. Ein starker Wind fegte die Fetzen von der Haut. Nackt standen Sie da, die Peitsche in der einen und die Zügel des tobenden Pferdes in der anderen Hand. Unten schlängelte sich ein Pfad, erweitert zu einem sandigen Weg, hin zu einer Brücke. Noch war kein Wasser zu sehen. Gelegentlich segelten Wolkenbllchen vorbei, grell lachend fielen Steinbrocken, grhlend in die Tiefe, flatterten Greifvögel, lockend und drohend. Dann tuckerten Züge auf dem fernen Gleis. Güterzüge mit leeren Boxen, lauter Gitterboxen ohne irgendein Gepäckstück. Und so standen Sie, der Sonne ausgesetzt, zwischen Scham und wtendem Schritt, an Pferd und Peitsche gebunden und begannen am ganzen Leib zu zittern. Bis eine sanfte Wolke Sie umhüllte und zur Ruhe kommen ließ, so dass Sie wach werden konnten und mich ansehen.

Der Wanderer weiß selbst nicht, wie ihm der Redefluss kam und die Bilderfolge, ob sie stimmten oder nicht. Jedenfalls wartet das nächtliche, schöne Gesicht der Frau gespannt auf die Fortsetzung.

Eine Weile nimmt der Wanderer den so unsagbar sprechenden Blick auf, bevor er die Geschichte weiter spinnt.

- Dann tauche ich auf vor Ihren Augen, diesmal als der Wanderer durch die Berge und bringe Ihnen eine kostbare Gabe. Ich halte in der einen Hand eine Taube und berge in der anderen einen Schluck Wasser. Ich möchte tauschen mit Peitsche und Pferd. Sie zögern, das weiß ich, so leicht geben Sie solches nicht aus der Hand. Also lasse ich die Taube von dem Wasser trinken. Diese prstet sich vor Vergnügen und wedelt mit den glitzernden Flgeln. Sie zieren sich, auch das weiß ich und wer verstnde es nicht. So schlage ich vor, zuerst nur die Taube gegen die Peitsche zu tauschen. So könnten Sie die Taube schicken, Ihr wertvolles Kleid zu suchen, und ich könnte derweilen mich mit dem Pferd vertraut machen. Sie werden mich ratlos anschauen. Wer wüsste, ob das gutginge. Also würde ich es anders herum versuchen. Sie könnten den Schluck Wasser trinken, zu Kräften und Verstand kommen. Ich hielte das Pferd so lange am Zügel und sprche zu Pferd und Taube gleichermaßen, um sie an einander zu gewöhnen. Was meinen Sie, ob Sie jetzt nicht anfangen, sich das eine oder das andere vorzustellen? Derweilen bliebe ich ruhig und ließe Sie gewähren. Ich würde mit Ihnen in den Himmel gucken und wir würden schöne Wolken herbei holen, schtzende und freundliche

Wolken, die immer Platz ließen für Sonne und Licht. Auch in die Ebene würden wir schauen und nachdenken über die leeren Güterzüge und die Brücke. Und ich würde Ihnen die Wege beschreiben, die ich kenne, und die Hütten an den Wegen sowie die verschiedenen Menschengestalten, die dort wohnen. Sie bräuchten kein Wort zu sagen. So lange ich spürte, dass Sie suchen und wählen wollen, bleibe ich. Haben Sie gewählt, dann gehen wir der jeweiligen Spur nach. Das eine oder andere ergibt sich daraus. Wenn Sie nicht wählen, lasse ich der Taube alles Wasser, so dass sie frei fliegen kann in eine andere Geschichte. Ich werde mich verneigen und den Pfad entlang davon gehen in Richtung Brücke. Dann liegt es noch immer bei Ihnen, daraus etwas zu machen. Ob wir uns spätestens beim Fluss treffen? Denn dort liegt ein kleines Boot, das mehr weiß über Ihre Reise und mit welchem Glück Sie den Inhalt des Koffers wiederfinden könnten.

Der Wanderer spürt, dass er alles gesagt hat, und wartet auf den Abschluss der Begegnung. Die junge Frau richtet sich auf und aus der Decke reicht sie ihm die Hand. Mit beiden Händen umfasst er diese Hand und gibt sie wieder frei mit einer aufwerfenden Geste in den nächtlichen Mondhimmel. Er geht vorsichtig zum Feuer und legt die restlichen Holzstücke zu einem Haufen, bläst in die Glut, bis eine erste Flamme flackert, und verlässt die Szene, noch einmal leicht winkend.

Ein sandschimmernder Weg führt ihn aus dieser geweiteten Schlucht in den morgendlichen Teil der Nacht, dem Meer ein Stück näher, der Begegnung mit der dichten Mitte seines Lebens entgegen.

Wohin des Weges?

Geh und siehe!

Tönt es in ihm.

Was suchst du?

Ein Stück Heimat im Herzen.

Wagt es.

Gehst du auf Brautschau?

Ei, gönne der Liebe
ihre freudigen Einfälle,
sie weckt da und dort
reifende Töchter des Lebens!

Rundet es ab.

Klar ist die Nacht.

Klarer denn je.

Noch leuchten durchdringend die Sterne. Doch sie geben ihre Kraft ab an den Tag, der drängt zum Morgen.

Näher ist das Meer und ziehender, schlagender die Brandung.

Kurz hält der Wanderer inne und lauscht in das unsichtbare Geschehen.

Er sammelt sich und atmet tief durch. Brennend sucht er Spuren des Schiffes.

Sträucher, struppige kleine Bäume und Reihen von Pfählen zeigen sich als dunkle Gestalten. Wellenartig erstrecken sich hügelige Dünen.

Vor dem bläulich schimmernden Wasser ein dichtes Felsengewirr.

Je mehr er forschend schaut, desto mehr erkennt er die zerklüfteten Kanten, desto mehr wird diese letzte Zone zum allerletzten Hindernis. Unüberwindbar, als ob es noch einmal alle bisherigen Hindernisse aufbaut und um ein Vielfaches verstärkt. Mehr und mehr verlässt der Felsenrand seinen ersten Eindruck als massive Wand, erscheint nun vielfältig gezackt und stufenartig in Terrassen gelegt. Jedoch ein Weg ist nicht auszumachen, beim besten Willen nicht.

So soll es also sein. Mit vollem Bewusstsein nimmt er die Landschaft auf und schreitet weiter auf dem abfallenden Weg. Steine tauchen auf, kleine Kieselsteine, zuerst vereinzelt und dann häufen sie sich. Schließlich geht der Wanderer nur noch auf Steinen. Gräser und Sträucher verschwinden. Wüstenartiges Ödland. Zunehmend unwegsam. Der Weg verläuft sich im steinigen Untergrund. Jeder Schritt muss jetzt ertastet werden.

Unbegreiflich, rätselhaft, wie da ein Durchkommen möglich sein soll.

Er kommt an die ersten Felsen, steigt und klettert in das Gelände, findet immer einen kleinen Durchlass. Ohne Plan arbeitet er sich durch die wirren Brocken, durch Mulden und entlang an Spitzenzügen. Und unmerklich bannt dieses Gebiet. Es fordert alle Wachsamkeit und enthüllt so gut wie nichts.

Es mutet endlos und doch schwergeladen nach Verborgenenem, das entdeckt werden will.

Das bläuliche Nachtlicht spiegelt samtseidenmatt und metallenklingend an den Steinflächen.

Die Brandung schlägt dumpf auf und zischt hell, greifbar nahe, lang und kurz und sich überschlagend. Der Berg im Rücken ruht satt und meldet sich nicht. Er ist da und entlässt den Wanderer in die Zähne des Meeres.

Unendlich viele Schritte müssen getan werden, so dass der Wanderer nicht mehr weiß, wie oft er hin und her, hoch und runter, vor und zurück gegangen ist und wie weit er sich bewegt hat. Er hat das Maß verloren, sich im Gewirr einzuordnen, sowohl zeitlich als auch räumlich. So soll es also sein. Irgendwo und irgendwie ahnt er, dass es wohl zu dieser letzten Geschichte dazu gehört, sich zunächst einmal zu verlieren. Ungewohnt, mulmige Anrührungen und sogar beängstigend, mit einem Mal wirklich im Gewirr zu stecken. Und doch lockt nicht nur das nahe Meer, sondern auch die Begegnung mit den unsagbar letzten Reserven.

Schließlich wundert es den Wanderer nicht mehr, vor einem Torbogen zu stehen aus rauem, krausen Stein wie zu einer Grotte. Zögernd tritt er in die Öffnung und erblickt unscheinbares Licht, das sich still aus einer massiven Wand wagt: ein Bunker, scharf umrissene Festung dieses Gebietes.

Einladend und erschreckend zugleich.

Mit einem Mal gewinnt die Verwirrung der Landschaft sammelnde Dringlichkeit und Schärfe, ohne die rätselhafte Verdichtung schon aufzuklären.

Der Wanderer schaut auf das Licht, das konzentriert leuchtet inmitten der dunklen Wand. Dieses Licht zieht an, es lockt. Es verspricht den Eintritt in die letzte Kammer eines schwerzugänglichen Hauses. Der Wanderer geht auf das Licht zu und tritt in eine kleine Vorhalle. Drei Gestalten halten sich dort auf. Es scheinen Wächter zu sein. Jedoch tragen sie keine Waffen. Sie wachen durch ihre unnachgiebige Aufmerksamkeit. Unentwegt geht es zwischen ihnen hin und her. Der eine redet, ohne dass er zu verstehen ist. Der Zweite singt und tanzt Melodien und Figuren, die nicht nachzuvollziehen sind. Der Dritte schaut und lauscht, kaum zu ahnen worauf.

- Sie werden mich prüfen und durchleuchten. Sie werden mich erst durchlassen, wenn sie mich ganz kennen. Also werde ich mich zeigen müssen, wer ich bin.

Denkt vorsichtig der Wanderer.

- Ich suche meinen Weg. - Versucht er.

Der Hörseher spitzt die Ohren. Der Tanzsänger bleibt abrupt stehen. Der Sprecher antwortet:

- Viele Wege führen durch das Land und kommen nie ans Ziel.
- Ich suche meinen Weg zum Meer. - Wagt der Wanderer und zeigt in die Ferne.

Der Hörseher öffnet die Augen. Der Tanzsänger geht in die Knie und summt eintönig. Der Sprecher antwortet:

- Das Meer verschlingt jeden Weg an seinem Strand, der nichts vom Wasser kennt.
- Ich suche meinen Weg zum Schiff an der Küste des Meeres.

Der Hörseher ist voll gespannt. Der Tanzsänger breitet seine Arme aus und springt leicht hoch. Der Sprecher ruft durchdringend:

- Dann versuche dein Glück!

Die drei Gestalten bewegen sich zur Seite und öffnen den Raum zwischen sich. Dort bildet sich eine Wolke, weißhell leuchtend tauchen Schwaden auf, drehen und schlängeln sich, ziehen sich zusammen und öffnen sich wieder.

Eine Stimme, eine Frauenstimme beginnt einen ziehenden, tönenden und schillernden Laut:

- Komme her, du eifriger Wanderer und zeige dich mir. Sage mir, was willst du auf dem Schiff?
- Aufbrechen zu neuen Ufern dieser Erde.

Die Wolke schleicht sich an ihn heran:

- Sei nicht so zaghaft und schaudere nicht. Willst du die Weite erobern, die Lüfte, die Berge und das ganze Land?
- Ich möchte hinaus und leben und den Menschen begegnen, die ich finde.

Die Wolke dreht sich im Kreis wie ein Wirbelwind und die Frauenstimme hält lange einen runden Ton:

- Ohoooho!

Dann windet sie sich um den Wanderer und ruft:

- Folge mir in meine Gemächer und lasse dich dort nieder. Schaue dich um und lerne alle meine Schätze kennen. Dann wirst du wissen, was du mit dem Schiff im Sinne hast.

Und es beginnt der Zug in die Tiefe.
 Unaufhaltsam zieht es den Wanderer in das Innere des Felsenbaus.
 Er spürt, dass er nun der Frauengestalt in der Wolke ausgeliefert ist auf Gedeih und Verderb.
 Er ahnt, dass er in ein Labyrinth gerät, dass möglicherweise keinen Ausgang mehr bereit hält.
 Leider hat er keinen Faden bei sich, keinen Ariadnefaden.
 Es bleibt ihm nur die Suchbewegung seines Weges durch die Tage der Einsamkeit.
 Und es bleibt ihm das Bild des Schiffes.
 Jedoch er scheint alles zu vergessen und zu verlieren.
 Für einen Augenblick hat er das starke Verlangen, sich wie eine Schnecke in ihr Schneckenhaus zurückzuziehen, allen kommenden Ereignissen entzogen, versteckt und geschützt.
 Nichts ist da, in das er sich verstecken könnte.
 Am meisten vermisst er seinen Rucksack, den er am Strand hat stehen lassen. Dieser wäre ihm ein vertrauter, bergender Raum im Rücken.
 So bleibt ihm kein Zufluchtsort mehr, keine rettende Nische.

Ohrenbetäubend befällt ihn ein Schmerz.
 Und genau das war es. Schon länger hatte er eine dumpfe Ahnung gehabt. Jetzt kommt dieser Schmerz über ihn mit aller drängenden Unnachgiebigkeit.
 Mit einem Mal sind die vorgewagten Wünsche für die Zukunft bedeutungslos. Sie ragen noch wie verlassene Ruinen in den Himmel der letzten Gedanken, dann gehen sie unter in der Glut des flutenden Schmerzes.

Hören und Sehen sind vergangen. Auch jede Fähigkeit zu sprechen.
 Von außen kann nichts mehr herein und von innen kann nichts mehr heraus. Jeder Austausch mit der Welt ist für diesen unendlich langen und dichten Moment unmöglich geworden.
 Und doch ist es nicht die Hölle, das ewige Feuer der unerlösten Gefangenschaft, die selbstverzehrende Kraft des letzten Aufschreis, der noch einmal versucht, all das Leben zu bekommen, was immer fehlte.

Es ist wie das Wachrütteln aller lahmen Vögel, die den Morgen verschlafen haben, oder das Locken aller halb erstickten Fische aus dem abgestandenen Teichwasser in frisches, klares, fließendes Wasser aus der Quelle in den Bach.

Nur für einen Moment ist es die Hölle. Für den Moment der Verweigerung, der Abwehr, des Widerstandes. Dieser Moment enthält die Abgründe ungelebten Lebens unter der Vorherrschaft der Angst, die zu nichts kommen lässt. Die idyllische Verführung aller Nischen mit faszinierenden Gesichtern und Angeboten wirkt mit aller Anziehungskraft.
 Es ist die Versuchung, zurückzugehen in alte Behausungen. Dem Druck der Herausforderungen auszuweichen in die vermeintliche Allgeborgenheit der Vergangenheit.

Anders jedoch, entscheidend anders ist das feine Rauschen und Ziehen, das Strömen unerfindlicher Kräfte. Darin die herzensgute Einladung, loszulassen das mühselige Werk, damit all die Arbeit wirken kann von alleine. Der Arbeiter soll sich ausruhen und zu sich kommen. Einkehren an die gedeckten Tische.
 Ruhen und Schlafen und Träumen. Und damit aufleuchten lassen die Gestalten seines Lebens, diese wachsen lassen in aller Entdeckerfreude.
 Aber genauso in den Öffnungszeiten der Trauer und Betrachtung heilen lassen die Wunden unglücklicher und unerfüllter Beziehung zu den Menschen.

Schließlich findet der Wanderer seine Spur.

In einer zärtlichen Rührung spürt er die innere Kraft seiner großen Sehnsucht, der Sehnsucht seines Lebens. Und während sich die Wolke in eine wunderschöne Frauengestalt verwandelt, geht der unerbittliche Schmerz über in eine belebende Zuneigung zu dieser Frau.

- *Da bist du, ich habe dich gesucht, schon immer. Sag mir, wer du bist!*
- *Ich freue mich, dass du mir gegenüber trittst. Ich bin von großer Bedeutung für dich. Du wirst meinen Namen finden, wenn du mein Geheimnis ergründest.*
- *Dass du ein Geheimnis bist, weiß ich, denn vieles ist mir fremd geblieben und verschlossen, was mich dir hätte näher bringen können. Sag mir, wie ergründe ich dein Geheimnis!*
- *Du bist schon sehr weit gekommen und nahe daran. Du hast dich hinein getraut in meine Gemächer.*
Ich lebe hier wie in einem Gefängnis, einem Bunker. Das hängt sehr viel mit dir zusammen. Da ich darauf gewartet habe, dass du kommst, und nicht aufgehört habe, darauf zu vertrauen, dass du mich findest, habe ich die Zeit der Gefangenschaft genutzt, um die Schätze zu sammeln und bereitzuhalten für unsere Begegnung.
Ich bin umgeben von lauter Gefahren. Wie Drachen lauern an jeder Ecke zudringliche Unwesen. Sie hängen auch mit dir zusammen. Du hast sie groß werden lassen und mich so ihnen ein bedrohliches Stück ausgeliefert. Du findest hier beides, die Schätze und die Drachen. Du kannst mich erretten und den Weg frei machen für uns. Lass dich auf das Spiel ein, das sich jetzt ereignet, und steige ein in das Abenteuer, das dich fordert! Ich werde jetzt verschwinden und unsichtbar bleiben. Du wirst Räume und Gestalten finden. Gehe auf sie zu! Wir werden uns wieder begegnen, wenn du nicht aufgibst.
- *Kannst du mir nicht etwas geben, damit ich etwas in der Hand habe von dir? Ich befürchte, dich sonst ganz zu verlieren, aus den Augen und aus dem Herzen.*
- *Du verlangst sehr viel an dieser Stelle. Aber ich verstehe dein Anliegen. Mir liegt sehr viel an dir. So gehe ich darauf ein. Schau, drei Dinge biete ich dir an. Für eines muss du dich entscheiden.*
Hier ist ein goldener Ring an meiner linken Hand, er stammt aus einer besonderen Schmiede. Wenn du ihn brauchst, dann werde ich ihn dir geben.
Hier trage ich ein rotes Band, hier oben auf meinem rechten Bein. Wenn du danach verlangst, sollst du es haben.
Und hier bindet ein violetter Schal mein Kleid. Wenn du darum bittest, wirst du ihn erhalten.
- *Ich versuche ehrlich zu dir zu sein. Denn ich fühle mich sehr zu dir hingezogen und möchte zu dir finden, dir wieder begegnen, unter die Augen treten können.*
Also, der goldene Ring, befürchte ich, bedeutet zu enge Bindung jetzt schon. Das rote Band um dein Bein ist zu verführerisch und könnte mich zu einseitig beeinflussen.
Ich bitte um den violetten Schal. Gibst du ihn mir?

Während die schöne Frau den Schal von ihren Hüften löst, entfaltet sich ihr Kleid zu einem wehenden Gewand. Sie gibt ihn dem Wanderer und entschwindet aus seinen Augen als wehend fließende Frauengestalt.

*Er schaut ihr nach in die weiße, klare und leuchtende Nebelwand, die sie hinterlässt.
Eine Wand, die zu einer Tiefe wird, zu einer Landschaft des schöpferischen Nichts.
Anfang und Ende und alles Leben enthält sie.*

In seinen Händen hält er den violetten Schal. Er lässt ihn durch die Finger gleiten nach links und nach rechts.

Ach, war es die richtige Entscheidung?

Verbarg sich in dem Ring nicht eine Zauberkraft, die ihm alle Tore der Welt geöffnet hätte?

Wie verlockend war das rote Band um ihr schönes Bein!

Wird er je diesen schönen Körper in zärtlicher Nähe erleben?

Der Wanderer seufzt, legt den Schal um seinen Hals und macht den ersten Schritt hinein in das Spiel des kreativen Nichts.

*Seine Schritte hallen in einem langen Gang, der überdacht ist, seitlich jedoch offen.
Verwüstete und verwahrloste Felder bieten sich dar, ein erbarmungswürdiges Land.
Menschenleer ist die Gegend.*

Der Gang führt in Hallen, leere Hallen.

Es wurde gearbeitet vor Zeiten und irgendwann einmal alles liegen gelassen.

Waggons stehen auf toten Gleisen, Güterwaggons wie Tierkäfige.

Hinter diesen Hallen kommt ein Verlies mit lauter kleinen und großen Gitterzellen.

Seltsamerweise sind die Türen nicht verriegelt, fehlen zum Teil sogar.

Lauter Menschen stehen in diesen Zellen, Männer, Frauen und Kinder, alle nackt, ausgehungert und ausgemergelt. Ein trostloser Anblick, erschreckend und himmelschreiend.

- Was ist geschehen? - Fragt der Wanderer einen alten Mann.

- Wir sind hierhin verbannt. Die Herrin hat es so gewollt. - Antwortet dieser.

- Was habt ihr denn gemacht? - Fragt der Wanderer weiter eine magere Frau.

- In unserer Heimat tobt der Krieg. Eine entsetzliche Vernichtung überall. Wir konnten nur unsere nackte Haut retten, über die Grenze, und fragten hier um Asyl.

- Bringt sie in die alten Hallen! - Lautete der Befehl der Herrin dieses Terrains.

Antwortet die Frau.

- Wer ist die Herrin? - Will der Wanderer weiter wissen von einer jungen Frau mit einem strengen, schönen Gesicht und glasklaren Augen.

- Du kennst die Herrin nicht? - Fragt sie zurück.

- Nein. Aber offenbar ist sie eine gebieterische Fürstin, die ein Schreckensregiment führt. Was treibt sie um?

Meint der Wanderer.

- Sie löst die Probleme auf ihre Weise. Sie macht sich breit, und weit und breit regt sich kein Widerstand. Alle Maßgeblichen sind abhängig von ihr, von ihrer Gunst und wagen kein Sterbenswort. Sie zwingt alle in ihre Kreise und wir sind verloren und vergessen hier. Was wirst du tun?

Erwidert die Frau in stolzer Würde aus ihrer Not.

- Vermutlich gelingt es mir alleine nicht, ihre Macht zu brechen. Ich denke, sie hat eine subtile gefährliche Weise, Menschen in ihren Bann zu ziehen, vielleicht Männer ganz besonders.

Sag mir, würdest du mir dabei helfen?

Überlegt der Wanderer.

- Schau, ich bin ganz nackt und gehöre zu diesem verstoßenen Volk. Wie soll ich dir helfen können?

Fragt ganz hilflos die Frau.

- Nichts anderes fällt mir ein. Nimm diesen Schal von mir! Umgürte dich damit und bedecke deine Blöße. Vielleicht finden wir Weiteres, wenn wir uns auf den Weg machen zum Haus dieser Schreckensfürstin.

Entwickelt der Wanderer.

Die Frau willigt ein und windet den violetten Schal um ihre Hüften. Sie verlassen gemeinsam das Hallengelände. In weiter Ferne erspähen sie die ersten bewirtschafteten Felder, darauf Vogelscheuchen mit Frauen- und Männerkleidern. Sie legen diese Lumpen an und nähern sich einem fürstlichen Parkgelände. Hinter Bäumen ragen die Gipfel des hiesigen Wasserschlosses.

Der Wanderer wendet sich zu der Frau an seiner Seite:

- Du bist jetzt meine Braut, nichts soll dich von mir trennen. Komme, was wolle. Wir werden uns, denke ich, hier verdingen für eine Weile und das Zentrum des Schreckens erkunden. Was meinst du?

Die Frau schaut ihn an:

- Es liegt bei dir, ob du zu mir hältst. Es ist eine gute Chance, vielleicht die einzigste. Komm, riskieren wir diesen törichten Versuch, in die Höhle der Löwin zu gehen!

Hunde knurren an der Leine und stolz traben Pferde auf den glänzenden Weiden. Akkurate Anlagen, stolzes Getier da und dort. Jedoch stumm wird hier die Arbeit verrichtet, kein Geschwätz und Gelächter, kein Rufen und Scherzen. Es ist herrlich und schrecklich zugleich. Es ist attraktiv und gefährlich.

Das Paar in Lumpen nähert sich dem fürstlichen Haus. Sie gehen an Hecken und Zäunen entlang und finden keinen Zugang zum inneren Teil des Geländes, außer einer breiten Einfahrt, die eingerahmt in Blumenanlagen schönster Pracht und Sorgfalt direkt in einen großen runden Hof führt.

In der Mitte des Hofes steht ein Brunnen, eingefasst zu einem reich verzierten Steintrog. Der Hofplatz gebietet Respekt und lädt doch gleichzeitig ein, Der neu ankommende Gast gerät unvermittelt in eine Lage wie auf einem Präsentierteller. Dennoch locken von allen Seiten Blumen und Sträucher, faszinieren die Fenster, Winkel und Ecken der Hausfassade, imponieren die schwarz glänzenden Reitpferde.

Der Wanderer wendet sich fragend seiner Begleiterin zu:

- Der einzigste Zugang ist hier. Sollen wir einfach mitten auf den Hofplatz gehen und sehen, was ereignet?

Die Frau schaut ihn nickend an:

- Hier gibt es wohl keine Hintereingänge und keine Schleichwege.

Der Wanderer stößt sich selber an:

- Nun, dann mutig zur Sache!

Während sie den Hof betreten kommt Bewegung in den Wanderer. Eine drohende Drucklähmung weicht einer Angriffslust, die Situation zupackend zu gestalten.

Zielstrebig geht er an den Rand des Brunnens und winkt seine Begleiterin auch dorthin.

Klares Wasser. Ein klarer Strahl sprudelt in der Mitte und ergießt sich im Becken.

- Für wen ist dieses Wasser? Ich denke, jetzt ist es für uns da. Wir nehmen uns das, was wir brauchen und was uns eigentlich zusteht.

Sagt er in das erstaunte Gesicht der Frau.

Mit beiden Händen schaufelt er aus der Mitte des Brunnens klares Wasser und lässt die Frau davon trinken, trinkt selber und schüttet sich den Rest übers Gesicht, bespritzt mit den Tropfen an den Händen seine „Braut“:

- Du hast wunderschöne Augen. Danke, dass du mitgegangen bist. Dein Mut hat uns geholfen.

Die Frau steht ganz ergriffen da und schaut.

Mit dem nicht genug. Der Wanderer nimmt wieder Wasser und schüttet es in weitem Bogen über die Blumen. Das nächste Mal trinkt er eines der Pferde und lässt eine Taube nippen, die sich an den Brunnen gewagt hat.

Als ob eine Sirene Alarm gegeben hätte, bricht es mit Gewalt in die Szene. Im Giebel des Hauses wird ein Fenster aufgerissen, und es beugt sich eine schlanke, hohe Gestalt heraus, die Augen verschlossen mit einer Sonnenbrille. Fast im selben Moment eilt ein Mann aus der Haustür, der Gutsverwalter.

Er keift:

- Wer wagt es, den Frieden des Hauses zu stören. Mehr noch, das ist Landfriedensbruch

Der Wanderer lässt ihn kommen.

- Was heben Sie uns vorzuwerfen?

Heftig gestikuliert der Verwalter:

- Dreckiges Lumpenpack! Wie könnt ihr euch nur auf den Hof trauen und dann noch unseren schönen Brunnen beschmutzen!

Der Wanderer nimmt seine „Braut“ an der Hand:

- Wir sind ein wanderndes Paar, kommen aus einem fernen Land und suchen freundliche Leute, die uns ein paar Tage aufnehmen in Gegenleistung für unsere Dienste.

Der Verwalter ereifert sich:

- Schert euch zum Teufel, oder ich werde es euch zeigen!

Der Wanderer schweigt eine Weile. Er sieht, wie hinter den Gardinen die Mägde lügen, und an den Ecken der Ställe die Knechte lauern. Der ganze Hofstaat ist aufmerksam geworden. Genau das sollte so sein.

Er blickt in die Runde, hoch zu der Herrschaftsgestalt am Fenster und tritt vor den Verwalter:

- Was ist das für ein Haus, in dem Gäste so empfangen werden! Sie wissen nicht, woher wir kommen und was wir zu bieten haben. Was nützt dem Haus all seine Pracht, wenn keiner sich daran erfreuen darf. Oder ist das alles nur Schau? Lassen Sie uns nur drei Tage hier sein und das tun, was wir können. Wenn Sie uns dann noch verjagen wollen, soll es so sein.

Der Verwalter holt zum Schlag aus.

Jedoch spricht die Herrscherin:

- Ich komme hinunter.

Und der Wanderer weiß in plötzlicher Eingebung, dass er, passt er nicht auf, sich alle Zähne ausbeißen kann, ehe er diese Fürstin wieder los wird.

Die Herrscherin kommt aus dem Haus, trägt ein langes Kleid, wie einen Morgenmantel, ihr blondes Haar zu einem Knoten gebunden. Sie kommt in schreitender, aufrechter Haltung, ohne Augen. Ihr Gesicht ist eigentlich nur die Sonnenbrille, ausdrucksleer ohne Nah und Fern, Dunkel und Hell, Alt und Jung.

Sie hält sich an den Wanderer:

- Sie, junger Mann, können bleiben, für Männer gibt es hier Platz, für Frauen habe ich keine Verwendung zur Zeit. Diese da muss gehen!

Der Wanderer hält seine Begleiterin noch an der Hand, schaut sie an, in ihre Augen, holt sich in ihrem Blick die Zusage und versucht, den Kontakt mit dem blicklosen Gesicht der Herrscherin aufzunehmen.

- Diese Frau ist meine Braut. Einen schweren Weg sind wir gemeinsam gegangen. Ohne sie werde ich nichts tun. Sie bleibt an meiner Seite und ich an ihrer. Nur eines ist möglich. Wir tun getrennt unsere Dienste hier. Wenn wir uns einmal am Tag sehen können, wirklich sehen, dann genügt uns das. Drei Tage bleiben wir, für diese Zeit soll die Regelung gelten.

Eine unergründlich lange und atemberaubende Weile steht die Fürstin da wie ein steinernes Denkmal. Dann folgt die kurze Frage:

- Was kann sie?

Diesmal wird der Wanderer unsicher und unruhig. Aber er überlässt seiner Begleiterin die Antwort und löst sogar seine Hand von der ihren.

Forschend und entschlossen sammeln sich die Züge auf ihrem Gesicht.

- Flötenspielen kann ich, Märchen erzählen und deuten und Pferde zureiten.

Unerwartet für alle gespitzten Ohren kam diese Antwort. Nur der Wanderer ist im Herzen zutiefst erleichtert und begeistert. Er ist jetzt überzeugt, sie wird sich dieses düstere, unerlöste Gebiet erobern und er wird ihr beistehen, so gut er kann.

Stumm steht dieses Denkmal da und ringt um seine Fassung.

- Soll sie zeigen, was sie kann! Und eilt in ihr Haus.

Der Verwalter hat schon umgeschaltet.

- Sie wohnt über dem Pferdestall, gleich neben dem Verwaltungsgebäude. Und du kommst ins Haupthaus. Man wird euch einweisen.

Ungern trennt sich der Wanderer von seiner Begleiterin. Der Verwalter entführt sie in seinen Verwaltungstrakt. Ihm selber bleibt nur, ins Haupthaus zu gehen. Eine robuste Magd empfängt ihn, geleitet ihn in ein apartes Zimmer mit Ausblick auf den Garten und einen kleinen Teich. Welch schöne Anlagen dieses Haus hat! Und doch fühlt er sich nicht frei.